

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 14 (1964)

Heft: 4

Bibliographie: Anzeigen = Notes bibliographiques

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ANZEIGEN NOTES BIBLIOGRAPHIQUES

SCHWEIZERGESCHICHTE HISTOIRE SUISSE

Einführung in die Ur- und Frühgeschichte. Eine Übersicht zur Planung und Vorbereitung des Unterrichts. Zusammengestellt von H.-G. BANDI, F. MAY und CH. STRAHM, 2. Aufl., Verlag Paul Haupt, Bern [1963]. — Als Heft 23 der Lese-, Quellen- und Übungshefte, die als Sonderdrucke der «Schulpraxis» erscheinen, konnten drei Urgeschichtsforscher aus dem Bernischen Historischen Museum, darunter der bekannte Dozent für Altsteinzeit, Professor Bandi, auf 68 Seiten und mit 49 Abbildungen einen sehr nützlichen Leitfaden herausgeben. Er dient nicht nur den Lehrern und Schülern der 3. und 4. Klasse, sondern auch weiteren Kreisen als Nachschlagewerk. Daß besonders bernische Funde berücksichtigt wurden, macht das übersichtliche Werklein zugleich zu einer Materialpublikation. Besonders praktisch werden die schematischen Zeichnungen sein, die technische Vorgänge und Zusammenhänge in der Urzeit erläutern. Auch die Rekonstruktionen werden an der Wandtafel instruktiv wirken. Den Autoren ist zu danken für ihre geschickte und sorgfältige Arbeit.

Zürich

V. Bodmer-Geßner

RICHARD WEISS, *Drei Beiträge zur Volkskunde der Schweiz*. Sonderdruck aus dem Schweiz. Archiv für Volkskunde, 58. Jahrgang, 1962. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach 1963. — Die drei Aufsätze zur Volkskunde der Schweiz, die zum Andenken an den großen Schweizer Volkskundler Richard Weiß neu veröffentlicht worden sind, betreffen Gegenstandsgebiete, welchen der Forscher besonders verbunden war. Der erste Aufsatz macht uns mit der Methode der Deutung volkskundlicher Karten bekannt. Hier zeigt Weiß, daß im Bereich der Volkskultur nicht allein die Sprachgrenze an der Saane, sondern auch die Reuß-Napf-Brüniglinie beachtet sein will. Die aus dem Jahre 1947 stammende Arbeit bildet auch heute noch die beste und aufschlußreichste Wegleitung zum Studium des schweizerischen volkskundlichen Atlaswerkes. Im zweiten Beitrag befaßt sich Richard Weiß mit dem alpinen Menschen. In diesem Muster- und Meisterstück gegenwartsbezogener Volkskunde legt der Autor die Wurzeln der kulturellen Krise im Alpenraum in einer Weise frei, wie es nur ein unbestechlicher, aber zugleich der differenziertesten Einfühlung fähiger Beobachter imstande sein konnte. In der

Arbeit «Landschaft und Volksart» ist von der kulturellen Struktur des Kantons Zürich die Rede. Vor allem aber werden die Wesenszüge des Volkslebens im Zürcher Oberland herausgearbeitet. — Ein getreues und liebevoll gezeichnetes Lebensbild des Verstorbenen aus der Feder von Karl Meuli und ein Verzeichnis der Veröffentlichungen von Richard Weiß runden die Erinnerungsschrift ab.

Zürich

H. Burkhardt

WALTER SCHLÄPFER, *Der Weg Appenzells in die Eidgenossenschaft*. Buchdruckerei H. Kern, Gais 1963. 20 S. mit 2 farbigen Taf., 3 Textabb. u. 1 Faksimile. — Als das Land am Alpstein in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nach politischer Selbständigkeit und nach möglichster Unabhängigkeit von der Abtei St. Gallen zu streben begann, wandte es sich vorerst nicht an die Eidgenossen. Vielmehr schloß es sich 1377 dem Schwäbischen Städtebund an. Als dieser zerfiel und nurmehr ein Bund der Städte um den Bodensee übrig blieb, verbanden sich die Appenzeller 1401 mit der Stadt St. Gallen. Diese ließ ihre bäuerlichen Bundesgenossen schon ein Jahr darauf im Stich. Jetzt stellten die Appenzeller um und verbanden sich mit Schwyz, unmittelbar vor den entscheidenden Auseinandersetzungen in den Schlachten von Vögelinsegg (1403) und am Stoß (1405). Im Jahre 1411 kam ein erstes Bündnis zwischen den Appenzellern und VII eidgenössischen Orten zustande. Der Alte Zürichkrieg stellte an das politische Können Appenzells seine besondern Anforderungen und durfte dazu geführt haben, daß 1452 das Land als zugewandter Ort anerkannt wurde. Nach dem Schwabenkriege, in welchem sich die freundeidgenössische Treue der Appenzeller bewährt hatte, wäre nichts selbstverständlicher gewesen, als das Land am Alpstein wie Basel und Schaffhausen in den eidgenössischen Bund aufzunehmen. Rücksichten auf die zugewandten Orte Abtei St. Gallen und Stadt St. Gallen verzögerten den Entschluß. Und dann, scheint es, wachten die Orte sehr darüber, daß sie ihre Jahrgelder und Pensionen nicht noch unter einen weiten Bundespartner verteilen mußten. Und eben diese Gelder waren der stets leeren appenzellischen Staatskasse vonnöten, um es dem Lande endlich zu ermöglichen, seine Verpflichtungen gegen die Abtei St. Gallen und das Reich abzulösen. Erst nach hartnäckigen Bemühungen erreichten die Appenzeller ihr Ziel. Von der Zürcher Dezember-Tagsatzung des Jahres 1513 konnte ihnen ihr Landammann Hans Meggeli die erfreuliche Kunde bringen, das Land sei am 17. Christmonat in den eidgenössischen Bund aufgenommen worden. Köstlich ist es dann, zu lesen, wie sich derselbe Landammann Meggeli an der darauffolgenden Tagsatzung im Januar 1514, ohne die Vertreter der beiden St. Gallen nur zu fragen, mit unbekümmter Selbstverständlichkeit an den 13. Platz setzte und Proteste Proteste sein ließ.

Der Verfasser hielt sich genau an das Thema und verstand es, auf diesen 20 Seiten alles Wesentliche klar und in ansprechender Form zu sagen. So werden nicht nur die jungen, sondern auch die erwachsenen Appenzeller diese Schrift begrüßen, zumal das Büchlein trefflich illustriert und schön gedruckt ist. Die Schrift sei allen empfohlen, die sich über die Grundzüge appenzellischer Geschichte im Spätmittelalter zu orientieren wünschen.

Aarau

Alfred Häberle

Aus der Geschichte der Zürcher Papiermühle auf dem Werd 1471—1700.
Hg. von der SIHL, Zürcher Papierfabrik an der Sihl. Zürich 1963. 173 S.,
11 z. T. mehrfarbige Tafeln. — Der erste Schweizer Forscher, der auf die
Tätigkeit der Papiermühle auf dem Werd hingewiesen hat, war der Genfer
Charles Moïse Briquet, der Verfasser des umfangreichen Werkes «Les Fili-
granes» (1907, Neudruck 1923). Von ihm erschienen in der «Union de la
Papeterie...» (Lausanne) 1883—1885 die «Notices historiques sur les plus
anciennes papeteries suisses» (Zürich 1885, Nrn. 3, 4), die späteren Forschern
als Unterlage dienten.

1927 veröffentlichte dann Max Häusler seine Arbeit «Die Papiermühle
und Papierfabrik auf dem Werd 1472—1844» (Zürcher Diss.), die auf Unter-
suchungen im Zürcher Staatsarchiv fußte. Als die SIHL ihr hundertjähriges
Bestehen feiern konnte, erschien als Ergänzung eine Gedenkschrift aus der
Feder von Hans Müller-Fischli, die den Jahren 1838—1938 gewidmet war.

Aus Anlaß des 125. Rechnungsabschlusses veröffentlichte nun die SIHL
eine neue Untersuchung über die Papiermühle auf dem Werd für die Zeit
von 1471 bis 1700. Den Textteil bearbeiteten Emma und Leonhard Caflisch
und Karl Zürcher. In einläßlicher Weise wird im ersten Kapitel die Herstel-
lung des Papiers in alten Papiermühlen behandelt; man ist dankbar für die-
sen Einblick in einen meist recht unbekannten Gewerbebetrieb. Im zweiten
Kapitel, das die Seiten 57—107 umfaßt, wird die Papierfabrikation auf dem
Werd geschildert, von Walchweiler über die Froschauer bis 1700. Das dritte
Kapitel ist den Bauten auf dem Werd gewidmet. Als wertvolle Ergänzungen
dienen die ganzseitigen Illustrationen. Im letzten Kapitel werden noch die
Lebensbriefe 1552—1700 veröffentlicht. Eine Übersichtstafel bringt zudem
noch die wichtigsten Daten von 1471 bis 1888, da die Stilllegung der Fabrik
auf dem Werd erfolgte. 1892 wurden dann die Fabrikbauten abgetragen.

Die Bearbeiter hatten das große Glück, ein umfangreiches Quellenmate-
rial zur Verfügung zu haben (Staats- und Stadtarchiv, Zentralbibliothek
Zürich), was leider sehr selten der Fall ist bei der Erforschung früherer Ge-
werbebetriebe. A. F. Gasparinetti, der hervorragende Kenner der italieni-
schen Papierforschung, bemerkt dazu: «...Devo anche dire che gli autori
furono fortunati di aver trovati tanti antichi documenti riguardanti la
vecchia cartiera sul Werd e specialmente tante vedute...»

Wer sich mit der Geschichte des schweizerischen Papiergewerbes befaßt,
wird sich freuen, diesen wohl dokumentierten, vorzüglich gedruckten und
vornehm ausgestatteten Band in seiner Bibliothek zur Verfügung zu haben.

Luzern

Fritz Blaser

ROLF HARTMANN, *Das Autobiographische in der Basler Leichenrede*. Hel-
bing & Lichtenhahn, Basel 1963. 185 S. (Basler Beiträge zur Geschichtswis-
senschaft Bd. 90.) — Seit dem 17. Jahrhundert kommt es in Basel immer
wieder vor, daß bei Leichenfeiern ein Lebenslauf verlesen wird, der aus der
Feder des Verstorbenen stammt. Rolf Hartmann verfolgt nun die Ge-
schichte dieser Erscheinung bis zur letzten Jahrhundertwende, vor allem
auf Grund der Sammlung von Leichenreden im Basler Staatsarchiv. Er
untersucht dieses reiche Material auf die religiöse Haltung hin, zeigt, wie

weit es von den allgemeinen Gesetzen der Biographik bestimmt ist und weist auf spezifisch Baslerisches in Inhalt und Form hin. Zwar beabsichtigte der Verfasser nicht, auch zur Personengeschichte beizutragen, doch zeigen mindestens die Lebensläufe von Peter Ochs, Jacob Burckhardt und Andreas Heusler vielleicht nicht gerade bisher unbekannte Tatsachen, wohl aber neue Gesichtspunkte für die Beurteilung dieser bedeutenden Männer. Der Autor kennt aber nicht bloß seine Archivalien, sondern auch die Literatur; so deckt er Herkunft und Bedeutung des Topos vom «frommen Basel» auf und verfolgt die Idee von der Kunst christlichen Sterbens zurück bis in den Humanismus und das Mittelalter, also weit über den eigentlichen Zeitraum seiner Arbeit hinaus. In ihrem Zentrum stehen dann die Wandlungen der Leichenrede in den Zeitaltern der Orthodoxie, der Aufklärung und des Pietismus. Mögen sich Nichtbasler vom scheinbar enggefaßten Thema auch wenig angezogen fühlen, so erkennen sie doch bei der Lektüre bald, daß gerade die eher abseitige Problemstellung und die Belesenheit des Verfassers gute Funde erlauben und dazu einladen, ähnliche Fragen auch für andere Gegenden und Zeiten zu untersuchen.

Bern

Beat Junker

MARGARETE BURKHART, *Die Entstehung der thurgauischen Verfassung von 1869. (Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, H. 100 für das Jahr 1963.)* Frauenfeld 1964. XVII u. 194 S. — Die Verfasserin stellt die thurgauischen Revisionsbestrebungen in den Rahmen ähnlicher Bemühungen anderer Kantone, vorab Zürichs, wodurch das Blickfeld umfassender wird. Die Verfassungsrevision wurde 1867/1868 durch das sogenannte Frauenfelder Programm, Volks- und Kreisversammlungen aber auch durch die Presse vorbereitet. Volksabstimmung und Bestellung eines Verfassungsrates waren die Grundlagen für die Revision, für die ein ganzer Katalog von Volkswünschen über die politische Einteilung des Kantons, das Bürgerrecht, die Volksrechte, die Behördeorganisation und verschiedene Spezialgebiete unterbreitet wurden. Mit ihnen setzte sich eine Kommission in 21 Sitzungen auseinander, worauf der Verfassungsrat die Detailberatung des Kommissionsentwurfes pflegte. Am 28. Februar wurde die revidierte Staatsverfassung in der Volksabstimmung mit deutlichem Mehr angenommen, am 8. März 1869 vom Großen Rat in Kraft gesetzt und im Juli 1869 wurde ihr vom National- und Ständerat, trotz einer Intervention des Geschäftsträgers des apostolischen Stuhles wegen Verletzung des kanonischen Rechts, die Gewährleistung erteilt.

Neben verschiedenen Einzelfragen, namentlich auch zu Leben und Werk von Politikern und Juristen, welche die Behandlung von Gesetzeskodifikationen in sich schließt, ist die Arbeit, die als juristische Dissertation der Universität Zürich vorlag, ein willkommener Beitrag zur Verfassungsgeschichte des 19. Jahrhunderts und dürfte auch für die Interpretation der geltenden thurgauischen Verfassung dem Juristen nützen.

Brig

Louis Carlen

ALLGEMEINE GESCHICHTE HISTOIRE GÉNÉRALE

Le crépuscule des Césars, Scènes et Visages de l'Histoire Auguste. Pages traduites et présentées par HENRY BARDON, professeur à la faculté des lettres de Poitiers. Monaco, Editions du Rocher, 1964. In-8°, 325 p. — L'Histoire Auguste, biographies d'empereurs, d'Hadrien à Numérien, intrigue depuis longtemps les historiens qui en dénoncent le caractère romanesque et apocryphe, la maudissent et... l'utilisent constamment! Une préface expose le problème. Contrairement à l'opinion qui ne voit dans les divers écrivains de l'Histoire Auguste que des fictions, H. Bardon leur accorde existence et crédit, et même quelque sens historique. De larges extraits reliés par un fil conducteur, commentaire nourri et alerte, donnent une fresque où se déroulent portraits, tableaux de mœurs et de politique. Ça et là, les auteurs se haussent à des considérations sur la grandeur et la décadence de Rome.

Le livre, pourvu d'annexes (chronologie, histoire du texte, bibliographie) offre au lecteur cultivé et au spécialiste une vue d'ensemble et une mise au point bienvenue et attrayante. La traduction est celle que l'on pouvait attendre d'un latiniste consommé. Certes il fallait trier et choisir. Je regrette que n'ait pas été retenu, dans la Vie de Marc-Aurèle, le fameux passage, 27, 7: «Il avait toujours à la bouche cette pensée de Platon que les Etats n'étaient prospères que si les philosophes régnait ou si les rois philosophaient.» P. 69 (= 12,1): «A l'égard du peuple il se conduisit comme on se conduit dans un Etat libre» omet la nuance temporelle: comme on agissait, importante, car elle se répercute sur le problème général de la rédaction.

Volume élégant, illustré des effigies impériales, et qui enrichit la littérature d'un document rare, difficilement accessible au public qui «a oublié» son latin.

Lausanne

Jean Béranger

GÉRARD WALTER, *Le Mémorial des Siècles. Ve siècle. Les événements. Le sac de Rome* par ANDRÉ PIGANIOL. Paris, Albin Michel, 1964. In-8°, 400 p. et une pl. hors-texte. — La collection *Le Mémorial des Siècles*, dirigée par Gérard Walter, doit comprendre quarante volumes, deux par siècle de l'ère chrétienne: l'un consacré à l'événement, l'autre à l'homme le plus important du siècle. Le présent volume, le premier à paraître concernant l'antiquité, rapporte l'événement marquant du Ve siècle, le sac de Rome par Alaric, en 410. En voici le contenu: p. 9—64: résumé des événements du siècle et chronologie détaillée, par Gérard Walter. P. 65—124: *Vue d'ensemble du sac de Rome*, par André Piganiol. P. 125—148: divers documents chronologiques et topographiques sur la Rome du Ve siècle. P. 149—338: riche collection de témoignages et de récits concernant la prise de Rome en 410, surtout d'auteurs anciens, et aussi de quelques historiens modernes, toujours en traduction française. P. 339—384: appendices sur la prise de Rome de 1527 et sur les destructions d'édifices romains dont les papes furent responsables. P. 385—394: brève bibliographie. On voit que l'ouvrage est riche; il est précieux pour deux raisons; d'abord, par l'esquisse qu'il contient, due à la plume d'un des grands noms de l'histoire romaine actuelle,

André Piganiol; ensuite, par la collection de témoignages, tous textes difficilement accessibles, en partie jamais traduits; on souhaiterait seulement un peu plus de précision. Les auteurs des traductions et les références précises manquent le plus souvent. Le traducteur de Jordanès eût bien fait de consulter l'édition Mommsen et de corriger, p. 281, *Barentinus* en *Busentus* et d'écrire *Cosenza* et non *Consentia*, puisqu'aussi bien il écrit à la page précédente *Toscane* et non *Tuscia*. Il aurait mieux valu respecter ces minuties et supprimer la bibliographie, trop détaillée pour le grand public, inutile pour le spécialiste. On attend avec intérêt les volumes suivants, améliorés d'un surplus d'exactitude facile à apporter.

Rome, Lausanne

François Paschoud

Elsevier's Lexicon of archive terminology. French — English — German — Spanish — Italian — Dutch. Compiled and arranged on a systematic basis by a Committee of the International Council on archives. Amsterdam, London, New York, Elsevier Publ. Comp., 1964. — In-8°. VIII + 83 p. (*Elsevier lexica*, vol. 6.) — Ce dictionnaire précise et normalise la terminologie utilisée par la science archivistique et en détermine les correspondances dans les langues française, anglaise, allemande, espagnole, italienne et néerlandaise. En plus de la définition de chaque terme, donnée en français, il fournit les précisions nécessaires lorsque dans une langue l'unité du vocabulaire n'existe pas. Il relève, par exemple, que le mot «terrier», qui «est un registre ou un rouleau de reconnaissances par lesquelles chacun des tenanciers d'un domaine ou d'une seigneurie déclare par devant une autorité judiciaire ou notariale les biens qu'il tient du seigneur en indiquant les charges qui pèsent sur eux», est remplacé en Lorraine et en Alsace par «urbaine», en Suisse romande par «register» s'il s'agit de minute de terrier, et par «grosse» s'il s'agit de l'expédition remise par le notaire au seigneur. Ce lexique international s'adresse naturellement à l'archiviste, mais l'historien, le professeur et l'étudiant y trouveront aussi leur profit. A tous, il permettra d'employer les mêmes mots dans les mêmes acceptations, et d'éviter ainsi des confusions ou des équivoques.

Berne

Oscar Gauye

HENRI PIRENNE, *Histoire économique et sociale du moyen âge*, Paris, Presses Universitaires de France, 1963. In-8°, 223 p. — Pour la valeureuse collection publiée naguère sous la direction de Gustave Glotz, Henri Pirenne avait rédigé une synthèse rapide — quelque deux cents pages — mais dense et lumineuse de l'histoire économique et sociale du moyen âge¹. Nul n'ignore combien les vues de l'illustre historien belge ont été, au cours des trente dernières années, discutées, controversées, précisées peu à peu, avec une certaine passion, par maints collègues ou disciples du Maître: preuve, à tout

¹ Parue dans le tome VIII de l'*Histoire du moyen âge*, 2^e section de l'*Histoire générale*, Paris, P.U.F., 1933.

le moins, de leur exceptionnelle fécondité. Quels que soient les progrès accomplis aujourd’hui par la recherche et l’interprétation en histoire économique médiévale, c’est à Pirenne que nous les devons avant tout. Il était donc tout à fait opportun de remettre en circulation, en le rééditant sous forme d’un petit livre, ce texte célèbre et précieux. Etudiants et chercheurs y trouveront, ou retrouveront, matière à de fructueuses réflexions. L’essentiel des grandes thèses de Pirenne s’y trouve concentré. Et nous nous apercevons que si plusieurs d’entre elles sont aujourd’hui dépassées par le mouvement même qu’elles ont suscité, la méthode érudite et sûre de Pirenne demeure actuelle. C’est à M. H. van Werveke que nous devons l’initiative de cette réédition. Mais ce disciple de Pirenne ne s’est point borné à reproduire fidèlement le texte de 1933. Il l’a complété d’un appendice bibliographique et critique où, dans une suite de notes concises mais précises, nous pouvons suivre le développement des questions posées par Pirenne jusqu’à leur état actuel. Nous disposons ainsi d’un instrument de travail admirablement informé sur des problèmes aussi fameux que les rapports de l’Islam avec l’Occident chrétien, la question de l’or dans l’Empire carolingien, le développement des villes et l’essor du commerce, le monde rural au moyen âge, la grande dépression de l’économie occidentale aux XIV^e et XV^e siècles. Texte désormais classique et mises au point rendront aux médiévistes, et à tous les historiens, un très utile service.

Genève

Jean-François Bergier

YVES RENOUARD, *Histoire de Florence*, Paris, Presses universitaires de France, 1964. In-16°, 126 p. («Que sais-je?», n° 1116.) — Présenter en moins de cent trente pages l’histoire d’une des villes du monde les plus prestigieuses peut sembler une gageure. M. Renouard parie et gagne. Son petit livre retrace de façon vivante quinze à vingt siècles d’histoire florentine, des origines romaines à 1961.

L’accent, faut-il s’en étonner, est mis sur la Florence des XII^e, XIII^e, XIV^e et XV^e siècles. Avec bonheur, M. Renouard analyse le développement de la bourgade médiévale en une métropole européenne, soulignant son accroissement géographique, qui fait sauter les enceintes successives, démêlant et résument les péripéties multiples et complexes de troubles parfois sanglants, qui amènent si souvent d’illustres Florentins à goûter le pain salé de l’exilé.

L’intérêt de M. Renouard le porte d’abord vers l’histoire économique. Son tableau de Florence se colore ainsi de touches réalistes; l’on se sent proche des marchands-hommes d’Etat qui modelèrent l’histoire de leur cité. L’on regrette simplement que leur vie intellectuelle et leurs aspirations artistiques n’aient pas toujours été évoquées avec la même générosité.

M. Renouard n’a guère de sympathie pour les grands-ducs médicéens des XVII^e et XVIII^e siècles. Ce sont, dit-il, «à la seule exception de Ferdinand I^{er}, ...des médiocres». N’est-ce point calomnier quelque peu Ferdinand II, dont Pieraccini, au terme d’une magistrale étude, affirme qu’il était «d’intelligence peu commune, doué d’esprit d’observation et d’invention, d’une culture supérieure à la moyenne», qualités qui s’accompagnaient d’un sens

moral équilibré¹. Florence, sous Ferdinand II, git dans un morose assouplissement qui contraste avec l'éclat des siècles antérieurs. Les causes en sont multiples, comme le constate justement M. Renouard. Ajoutons simplement, pour préciser sa pensée, que cette décadence florentine résulte davantage de circonstances économiques et politiques générales que de l'incompétence du chef de l'Etat.

Lausanne

Ernest Giddey

KARL WELLSCHMIED, *Die Hospitäler der Stadt Göttingen. Ihre Entwicklung, Verwaltung und Wirtschaft von den Anfängen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1963. 285 S. (Studien z. Geschichte der Stadt Göttingen, Bd. 4). — Mit seiner großen Untersuchung über das deutsche Spital und sein Recht hat Siegfried Reicke bereits 1932 wesentliche Linien der Rechtsgeschichte des Stiftungswesens gezogen, so daß der Verfasser sich in der vorliegenden Arbeit vor allem der Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte zuwenden zu müssen glaubt. Das ist insofern zweifellos berechtigt, als auf diesem Gebiet noch wesentlich mehr Arbeit zu leisten ist als auf dem rechtshistorischen Sektor. Es ist zugleich wohl auch unbestreitbar, daß diese Arbeit bei der Weitläufigkeit des Materials, das dafür herangezogen werden muß, vor allem auf dem Wege über Einzeluntersuchungen in denjenigen Städten, die dafür genügend Material bieten, vorangetrieben werden sollte, und es ist daher zu begrüßen, daß der Verfasser den Göttinger Spitäler eine gründliche und bis ins einzelne gehende Darstellung gewidmet hat, die zudem den Vorteil aufweist, daß sie nicht nur das Mittelalter berücksichtigt, sondern bis in die Neuzeit hinein führt.

Der Verfasser behandelt in großen Abschnitten die Entwicklung und die Verwaltung der Spitäler, das Leben im Spital, die Wirtschaft der Hospitäler und ihre Stellung zur Stadt und bietet schließlich eine Zusammenfassung seiner Ergebnisse. In diesen Abschnitten werden die einzelnen Stiftungen jeweils wieder getrennt unter dem übergeordneten Gesichtspunkt behandelt. Das bringt natürlich, wenn man der Entwicklung in einer einzigen Stiftung folgen will, die Notwendigkeit mit sich, in dem Werke stets hin und her zu blättern, und es will mir scheinen, als ob durch die strenge Systematik Dinge, die m. E. zusammengehörten, auseinandergerissen werden. Andererseits soll zugegeben werden, daß auch eine andere Einteilung wieder ähnliche Beanstandungen hervorrufen könnte, doch wäre wohl in jedem Falle durch eine ausführlichere Zusammenfassung solchen Wünschen zu entsprechen gewesen. Bei der sehr ausführlichen Darstellung hätten wir auch gern ein Wort darüber gehört, wie sich die Stiftungseinnahmen und Stiftungsausgaben zueinander verhielten; es zeigt sich ja immer wieder, daß die Spitalverwaltungen im Laufe der Zeit doch, vom eigentlichen Stiftungszweck aus gesehen, recht unrentabel wirtschafteten.

In den vergangenen Jahren ist auf dem Gebiet der Spitalgeschichte recht gründlich gearbeitet worden, und auch die vorliegende Arbeit über die drei Göttinger Spitäler paßt sich gut in den Rahmen dieser Forschungen

¹ GAETANO PIERACCINI, *La stirpe de' Medici di Cafaggiolo*, 2^e ed. Florence, 1947, vol. II, 2^e partie, p. 177.

ein. Außer der Wirtschaftsgeschichte wird man allerdings auch erneut der Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Spitals sein Augenmerk zuwenden müssen. In einer vor kurzem veröffentlichten Studie (Hist. Jb. 83, 1964, S. 54—68) habe ich auf Probleme hingewiesen, die sich vom kanonischen Recht und der Kanonistik her ergeben und die wohl auch bei manchen Vorgängen in der Göttinger Spitalgeschichte zu einer anderen Deutung führen könnten. Es wäre aber m. E. wohl ungerechtfertigt, wenn derartige Wünsche gegenüber dieser fleißigen Arbeit ungebührlich in den Vordergrund gestellt würden.

Tübingen

Jürgen Sydow

GUY FOURQUIN, *Le domaine royal en Gâtinais d'après la prisée de 1332*, Paris, S.E.V.P.E.N., 1963. In-8°, 393 p. (Ecole pratique des Hautes Etudes. VI^e section. Collection *Les hommes et la terre*, VII.) — Cette édition de texte constitue, sauf erreur, la thèse secondaire de M. Fourquin¹. La «prisée» — entendons estimation, expertise — de 1332 fut ordonnée par le roi Philippe VI lorsqu'il concéda à sa femme, Jeanne II de Bourgogne, un douaire dont l'assiette fut établie sur des parties du domaine royal situées au sud et au sud-est de Paris et ayant pour noyau le Gâtinais. Il était nécessaire, en effet, de dresser le tableau des revenus du domaine dans la région fixée pour savoir s'ils atteignaient bien la somme de 25 000 livres tournois par an, montant de la pension.

Deux clercs furent chargés de l'enquête. Durant un mois et demi, allant de prévôté en prévôté, ils rédigèrent l'inventaire des droits du souverain dans cette partie de l'Ile-de-France. Leur procès-verbal couvre trois rouleaux de parchemin conservés aux Archives nationales. On imagine la richesse d'informations de tout genre que recèle une telle source. L'histoire économique, l'histoire administrative et financière y trouvent leur part, ainsi que la toponymie et l'onomastique de la région parisienne.

Dans une copieuse introduction, M. Fourquin se borne volontairement à étudier son document du point de vue même qui avait provoqué sa genèse. Récapitulant les données fournies par l'enquête dans l'ordre des circonscriptions visitées, il classe par catégories les droits du souverain, calcule le total des ressources que procure chacune d'elle et évalue leur importance respective. Il ressort de son analyse que les profits les plus grands dans les territoires assignés provenaient des forêts². En seconde place viennent les recettes judiciaires, en troisième lieu les droits perçus sur la circulation et les transactions.

Un rouleau est réservé à l'inventaire particulier des redevances dues par les maisons religieuses sur lesquelles le roi avait le droit de garde et par ses vassaux et arrière-vassaux laïques. On peut en tirer, notamment, un intéressant recensement de la fortune foncière des nobles. Au vu du résultat, on pourrait s'apitoyer sur la quasi-pauvreté des familles nobles. Cependant,

¹ Sa thèse principale, *Les campagnes de la région parisienne à la fin du moyen âge*, Paris 1964, n'a pas été envoyée à la *Revue suisse d'histoire*.

² Faute de place, il a fallu renoncer à publier la *Prisée des forez* qui formait le deuxième rouleau.

cette impression est corrigée par une des constatations faites par M. Fourquin dans sa thèse principale: la classe noble a trouvé une nouvelle source de revenus par son «entrée massive dans l'administration royale en pleine expansion».

Relevons, enfin, une des conclusions de l'auteur: soumis à une vérification minutieuse, les comptes des commissaires royaux n'ont révélé qu'une erreur de quelques sous pour un total dépassant 20 000 livres. De quoi nuancer l'accusation d'avoir été faibles en calcul communément portée contre les gens de ce temps.

Genève

Louis Binz

FERDINAND GELDNER, *Die Buchdruckerkunst im alten Bamberg 1458/59 bis 1519*. Verlag Meisenbach, Bamberg 1964. 116 S., 13 Abb. auf Taf. u. 36 Abb. im Text. — Unsere Zeitschrift kommt selten in die Lage, auf Publikationen der Buchdruckgeschichte hinzuweisen. Daher freut es uns, das Werk eines führenden deutschen Forschers anzeigen zu können. Ferdinand Geldner (München) gehört zu jenen Gelehrten, die ihre volle Aufmerksamkeit der Wiegendruckzeit und dem 16. Jahrhundert zuwenden.

Auf Grund eigener Forschung und der Forschungsergebnisse anderer Historiker behandelt Geldner in seinem neuen Werk die Fragen, die sich um den Frühdruck in Bamberg ergeben. Im 1. Kapitel befaßt er sich mit den frühesten Mainzer Drucken und der «Donat-Kalender-Type», das heißt mit einem Thema, das in den letzten Jahrzehnten zu Kontroversen geführt hat (Zedler, Hupp, Wehmer, Blum etc.). Wir sind Geldner dankbar, daß er die verschiedenen Thesen einer sachlichen Kritik unterzieht. Das 2. Kapitel ist der berühmten 36zeiligen Bibel gewidmet, die, wie die 42zeilige, ohne Impressum erschien. Geldner kommt zum Schlusse, daß die Blätter 1—12 noch in Mainz gedruckt worden seien, die folgenden in Bamberg, wahrscheinlich bei Heinrich Keffer, unter Mitarbeit anderer Gutenberg-schüler. Damit wird Bamberg die zweite deutsche Druckerstadt. Der Drucker, der das Typenmaterial der 36zeiligen Bibel übernimmt und der sich zweimal im Impressum von Drucken nennt, ist Albrecht Pfister (ca. 1460 bis ca. 1464), der als erster seine Drucke mit Holzschnitten schmückt («Ackermann aus Böhmen»; «Der Edelstein» des Berner Predigermönches Ulrich Boner). Erst 15 Jahre später bekommt Bamberg aber die erste Presse von längerem Bestand. Johann Sensenschmidt aus Prag, der vorher in Nürnberg gearbeitet hat, läßt sich in der Stadt an der Regnitz nieder, verbindet sich zeitweilig mit Heinrich Petzensteiner und druckt zwischen-hinein Meßbücher in Regensburg (1485), Freising (1487) und Dillingen (1489). Nach Sensenschmidts Tod (1491) geht die 1479/80 gegründete Offizin zuletzt an Johann Pfeyl, den Schwager Sensenschmidts über, dessen erstes Druckwerk das in Großfolio erschienene «Breviarum Ratisbonense» (1495) ist. Drei Drucke Pfeyls sind mit einer größeren Anzahl von Holzschnitten ausgestattet, unter ihnen die «Bambergische Halsgerichtsordnung» von Johann von Schwarzenberg (Vorlage für die Halsgerichtsordnung Karls V.). Mit dem Verschwinden der Pfeylschen Druckerei 1519 geht die erste große Epoche des Bamberger Buchdrucks zu Ende. Erwähnenswert sind noch die

Winkeldrucker Marx Ayrer und Hans Bernecker und Hans Sporer, ein Drucker volkstümlicher Unterhaltungsschriften (3.—7. Kapitel).

Neben der Lebensgeschichte der einzelnen Drucker vermittelt Geldner noch wertvolle Hinweise auf das Typenmaterial der verschiedenen Offizinen. Deshalb schließt er sein Werk mit einem mustergültigen Verzeichnis der 178 Drucke dieser ersten Epoche, begonnen mit der 36zeiligen Bibel und abgeschlossen mit den Ayrer-Bernecker-Drucken. Dieses Verzeichnis enthält für jeden Druck alle wichtigen Angaben und den Standort.

Der Historiker, der sich eingehender mit dem Thema befassen will, findet in den Anmerkungen die wichtigste Literatur verzeichnet. Als Ergänzung zum Text sind auch die 13 Abbildungen auf Tafeln (Sensenschmidt-Petzensteiner-Druck Nr. 29 mehrfarbig) und die 36 Abbildungen im Text wertvoll, weil sie einen Einblick in die Drucktechnik und das Typenmaterial des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts gestatten. So wird jeder Freund der Druckgeschichte diesen Band, der zum erstenmal eine zusammenhängende Geschichte des Frühdrucks in Bamberg vermittelt, gerne immer zur Hand haben. Dank gebührt auch dem Verlag Meisenbach KG in Bamberg für den schönen Druck und die gepflegte Buchausstattung.

Luzern

F. Blaser

RENÉ DE LUCINGE, *Lettres sur les débuts de la Ligue (1585)*, texte établi et annoté par ALAIN DUFOUR. Genève, Droz, 1964. In-16, 310 p. (Collection des Textes littéraires français). — Le savant éditeur des *Oeuvres* de M. de Lucinge nous livre, dans la présente publication, une série de «reportages» exceptionnels sur cette année cruciale de la fin du règne de Henri III, où le roi, Catherine de Médicis, les mignons, les Guise, les réformés, les politiques et les ligueurs semblent tracer sur la scène du monde les arabesques compliquées d'un ballet de Cour. M. Alain Dufour couronne chacune des dépêches expédiées par Lucinge à son maître, le duc de Savoie, d'un titre qui est le sommaire ou la citation du passage le plus remarquable de la lettre. Le texte qui suit n'est pas intégralement reproduit. Les missives sont parfois interminables et offrent souvent des répétitions et des considérations d'ordre général: aussi l'éditeur s'est-il résigné à opérer des coupures ça et là, en remplaçant la partie retranchée par une analyse, surtout lorsque les nouvelles concernent des événements survenus loin de l'observateur.

La langue de Lucinge est agréable, vive et précise. L'usage courant du chiffre permet à l'ambassadeur d'user de son franc-parler dans la peinture des mœurs du roi et de la Cour et aussi de transmettre un renseignement dans les termes mêmes sous lesquels il a été recueilli. René de Lucinge exprime fort librement son opinion personnelle sur les débuts de la Ligue, mais il ignore, nous dit l'éditeur, les tractations de son maître avec des ligueurs du Lyonnais. Ses missives ne nous laissent pas l'impression qu'il est chargé de négociations précises à la Cour de France: les instructions et les lettres du duc de Savoie nous indiqueraient peut-être si des ordres avaient été donnés à l'ambassadeur sur des points particuliers. Mais l'essentiel de sa besogne était de renseigner vite et bien, ce dont il s'acquittait à merveille: sur la base de ces précieux renseignements, la Cour savoyarde pouvait en toute sûreté adopter le comportement politique qu'exigeait la situation.

M. Dufour a vérifié les faits et identifié bien des personnages dans les notes concises qui accompagnent le texte sans l'alourdir. Un appendice indique le lieu de conservation archivistique des dépêches (Turin et Milan). Un index détaillé permet de retrouver aisément trace des différents personnages et un sommaire terminal répète, pour chaque lettre, le «chapeau» qui la caractérise dans le corps de l'édition. Aussi ne doutons-nous pas du succès de ce livre tant auprès des érudits que de tous ceux qu'intéresse l'évocation vivante du passé.

Paris

Ivan Clouas

Karte von Tirol, von WARMUND YGL, Prag 1604/05. In Faksimile-Druck neu herausgegeben und mit einem Begleitwort versehen von Hans Kinzl. 12 Kartenblätter, 47 S. Text. Im Selbstverlag des Österreichischen Alpenvereins, Innsbruck 1962. — Warmund Ygl, ein kaiserlicher Beamter, zeichnete Ende des 16. Jahrhunderts die erste brauchbare Landeskarte von Tirol, die 1605 in Prag gedruckt wurde. Nur drei Exemplare dieser Karte sind erhalten geblieben. Der Neudruck darf als ein beachtenswertes Hilfsmittel zur Landesgeschichte Tirols und seiner Nachbargebiete bezeichnet werden. Ygl übernahm für das Gebiet der Vorarlberger Täler, das Engadin und Veltlin die Schweizer Karte des Ägidius Tschudi, *Nova Rhaetiae atque totius Helvetiae Descriptio*, 1538; dagegen wurde Ygl's Karte 1649 von Matthäus Merian nachgezeichnet. Hans Kinzl bietet in seinem Kommentar alles Wissenswerte über das Leben des Kartenzeichners, die Quellen der Karte und ihre Bedeutung in der Geschichte der Kartographie. Städte und Schlösser sind im Aufriß dargestellt; hätte Ygl diesen naturgetreu wiedergegeben, wäre sein Beitrag zur Topographie noch eindrücklicher geworden. Auch so sind die Namen der zahlreich verzeichneten Siedlungen, die er als «Stat, Marckt, Dorff, Closter, Kyrrh, Schloß, Adelssitz, Burgstal» kenntlich machte, willkommen für die Siedlungs- und Namenskunde. Besonderes Interesse verdient die Übersetzung des lateinischen Kommentars, den Ygl seiner Karte beigab (S. 28—34). Ein alphabetisches Register verzeichnet sämtliche Namen der Karte in vier Gruppen: Siedlungsnamen, Landschaftsnamen, Berg- und Gewässernamen. Dank verdient auch das Schrifttumsverzeichnis, das eine Übersicht über die neueren Werke zur tirolisch-österreichischen Kartographie bietet.

Schaffhausen

Karl Schib

HUBERT MÉTHIVIER, *Le siècle de Louis XIII*. Paris, Presses universitaires de France, 1964. («Que sais-je?», n° 1138). In-8°, 128 pages. — Le titre peut surprendre; en fait, l'auteur a voulu faire le point sur la période difficile à définir qui s'étend du début du XVII^e siècle à la mort de Mazarin. Comment faire entrer équitablement là-dedans à la fois Marie de Médicis et Richelieu, Mazarin et la Fronde, l'art baroque et les débuts du classicisme, sans oublier, puisqu'il s'agit d'être à jour, les aspects nouveaux du XVII^e siècle que nous révèlent l'histoire sociale et l'histoire économique? Là réside sans doute le défaut majeur qu'on peut reprocher à ce très utile petit livre: avoir voulu trop dire, avoir reculé devant certains sacrifices, car en somme

il s'agit d'un guide, qui n'a pas à tout aborder. C'est probablement la rançon d'une connaissance encyclopédique du sujet, qui est celle du spécialiste renommé qu'est M. Méthivier. De même, on est tenté d'attendre de ses notes bibliographiques qu'elles nous apportent tout, car elles ne se limitent pas à de simples renseignements d'approche; mais elles ne sont pas non plus complètes — la collection ne s'y prêtant pas.

Aide-mémoire et guide précieux néanmoins, presque toujours sûr et très à jour. Il vient utilement aider ceux qui savent combien il est difficile de s'orienter dans l'époque dite baroque.

Lausanne

Rémy Pithon

CHARLES BAUDOUIN, *Jean Racine, l'enfant du Désert*. Paris, Plon, 1963. In-8°, 190 p. (Coll. *La recherche de l'absolu*). — Lorsqu'il sera devenu bien évident que le psychologue apte à scruter d'un œil averti les profondeurs les plus secrètes de l'âme humaine peut contribuer à renouveler l'histoire littéraire, on devra rendre hommage, comme à l'un des meilleurs connaisseurs et de l'homme et de ses productions artistiques, à Charles Baudouin. A la fois philosophe, poète et psychothérapeute, il réunit en lui les qualités requises de qui prétend apporter une interprétation foncièrement nouvelle et originale des grands chefs-d'œuvre que nous connaissons et admirons tous. Il est impossible de résumer son petit ouvrage, dense et passionnant. Mais ce qu'il faut souligner, c'est que le lecteur saisira le pourquoi de la présence, dans l'œuvre de Racine, de certains thèmes dominants. Il comprendra mieux aussi l'homme Racine; il devinera les mobiles secrets, voire inconscients, de son comportement et de son évolution littéraire et spirituelle. La «conversion» de Racine est enfin scrutée en profondeur, et l'on peut espérer que bien des faux problèmes de l'exégèse et de la biographie raciniennes seront définitivement écartés grâce à Charles Baudouin.

Nyon

Christophe Baroni

GASTON SIRJEAN, *Encyclopédie généalogique des maisons souveraines du monde*, Cahiers 7—8. Paris, chez l'auteur, 1961—1963. In-4°, pp. 129—368, tableaux généalogiques. — Nous avons déjà eu l'occasion de signaler la parution des cinq premiers cahiers de cette encyclopédie généalogique (*Revue suisse d'histoire*, 1960, p. 132, et 1961, p. 112). Nous ne reviendrons donc pas sur les remarques générales que nous avions alors formulées. Les nouveaux cahiers 6, 7, 7bis et 8 terminent selon toute apparence le tome premier, consacré aux lignées souveraines de France.

Le cahier 6 fournit la généalogie de la IV^e maison d'Orléans, soit la descendance de Philippe de France, frère de Louis XIV. Ce fascicule sera fort utile aux amateurs d'histoire politique, car, comme le souligne l'auteur, «la maison d'Orléans joue un rôle important dans l'histoire politique de la France du XVIII^e au XX^e siècle» (p. 132). Signalons à la p. 133 une note intéressante sur la question de la légitimité en France depuis la mort du comte de Chambord (24 août 1883). A notre avis, l'auteur aurait dû s'efforcer de compléter les rubriques du XX^e siècle en indiquant le rôle social joué par les descendants des Orléans depuis qu'ils sont passés à l'arrière-plan de

la scène politique. La situation économique et sociale des contemporains issus de grandes familles du temps passé n'eût pas manqué d'intérêt pour l'économiste et pour le sociologue. Nous avons parfois l'impression d'être placés devant une ossature sans chair ni muscles.

La même remarque est valable pour les cahiers 7 et 7 bis qui retracent la descendance des Bonaparte, en lignée masculine (cah. 7) et en lignée féminine (cah. 7 bis).

En revanche, le cahier 8 présente un intérêt nouveau : il est consacré aux illégitimes. Dans une première partie, l'auteur replace chaque bâtard dans son contexte familial et donne sa descendance «si elle ne comporte que peu de générations». Il y a là une limitation volontaire qui décevra évidemment quelques lecteurs. Mais ce n'est pas nous qui en ferons grief à l'auteur : prétendre exposer la descendance de chaque bâtard eût été une gageure. Une seconde partie rassemble la postérité de ceux qui donnèrent naissance à de véritables dynasties. Enfin, une dernière partie retrace brièvement la biographie des mères des illégitimes. Ce huitième cahier fera les délices des généalogistes et surtout des sociologues. Et cette fois, même si l'effort de l'auteur n'est pas systématique, les professions et métiers nous sont donnés. Il est évident qu'il ne s'agit plus d'un bottin mondain... mais l'intérêt n'en est pas moindre, bien au contraire !

L'achèvement de ce premier tome nous fait attendre avec impatience la suite de cette vaste publication.

Lausanne

Olivier Dessemontet

ALPHONSE JUIN, *Trois siècles d'obéissance militaire (1650—1963)*. Paris, Plon, 1964. In-8°, 210 p. — Conduite avec plus d'esprit critique et de connaissance de l'histoire, la thèse du maréchal Juin aurait pu offrir quelques éléments de discussion utile. Ce n'est malheureusement pas le cas. Afin de prouver que l'esprit d'obéissance militaire qui s'est formé en France sous la monarchie absolue a persisté depuis lors sous tous les régimes, l'auteur interprète les événements de 1650 (et surtout de 1789) à 1830 avec une liberté vraiment excessive. Parfois il frise la galéjade : «Le marquis de Montcalm qui a tué aux Anglais plus d'hommes qu'il n'en avait lui-même»; ou il avance des chiffres sans référence ni preuve; et, surtout, il ne cite que les exemples qui peuvent s'accorder plus ou moins avec sa thèse, et omet ceux qui la démentiraient. De 1830 à 1940 la thèse se soutenait plus facilement au cours de circonstances (Second Empire, Seconde et Troisième République) où le maréchal Juin saute au vol sur l'exemple qui l'arrange : c'est un officier taré qui a soutenu le coup d'Etat de Napoléon III, le général Roget n'a pas suivi Déroulède à l'Elysée, etc. Quant aux événements de 1940 à 1963, quoique ce soit évidemment eux qui l'ont fait remonter à Louis XIV, il n'y en a pas qu'il explique moins clairement.

Lausanne

C.-R. Delhorbe

JEAN-BAPTISTE DUROSELLE, *L'Europe de 1815 à nos jours, Vie politique et relations internationales*. Paris, Presses Universitaires de France, 1964. In-8°, 400 p. («Nouvelle Clio, l'Histoire et ses problèmes», n° 38.) — Guider les étudiants dans l'étude de l'Europe contemporaine, tel est le dessein de ce manuel, qui consacre 75 pages à la présentation des sources. Après avoir

détaillé les archives officielles de France, il cite les répertoires qui dirigeront les recherches dans les archives étrangères, énumère les collections de documents imprimés, mentionne les journaux, les mémoires, les correspondances les plus importants, les recueils généraux, les dictionnaires historiques, les monographies d'histoire nationale et de relations internationales. Cette longue bibliographie raisonnée est soigneusement mise à jour¹. Bien qu'elle soit conçue pour les étudiants français, et qu'elle fasse surtout état des travaux en langue française ou anglaise, elle est d'un vif intérêt.

Pour rafraîchir les connaissances du lecteur, 240 pages résument les événements politiques; puis la troisième partie, la plus originale, la plus instructive, énonce les problèmes qui restent à résoudre, par exemple sur l'influence réelle de l'homme d'Etat, sur celle des forces profondes, sur celle des groupes de pression, sur les facteurs qui poussent à la guerre ou à la paix, à l'expansion coloniale ou à la décolonisation. L'auteur suggère une série de recherches — de sujets de thèses —, principalement dans les domaines où la politique confine à l'économie et à la sociologie. Les sujets proposés concernent en premier lieu la France, mais ils incitent à des enquêtes analogues dans d'autres Etats. Guide bientôt indispensable pour les étudiants, ce manuel fera réfléchir chaque historien.

Lausanne

Paul-Louis Pelet

LOTHAR GALL, *Benjamin Constant. Seine politische Ideenwelt und der deutsche Vormärz.* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 30, Abteilung Universalgeschichte. Hg. von Martin Göhring.) Verlag Franz Steiner, Wiesbaden 1963. XII u. 433 S. — Benjamin Constant nimmt in der politischen Geistesgeschichte eine wichtige Stellung ein. Er steht am Ende der Aufklärung und am Anfang des modernen Liberalismus, der durch ihn ganz entscheidend geprägt ist. Während seine Ideen schon verschiedentlich untersucht worden sind, weiß man noch verhältnismäßig wenig über die Einflüsse, die von ihm ausgingen. Der Wunsch nach Abklärung dieser Zusammenhänge ist nun — soweit er Deutschland betrifft — von Lothar Gall in diesem ebenso erschöpfenden wie lesbar geschriebenen Buche erfüllt worden. Lebendig und prägnant schildert der Verfasser zunächst Persönlichkeit, Entwicklung und Staatskonzeption. Aus unruhigem Geistreichtum und persönlicher Unstete hat sich Benjamin Constant unter dem Eindruck der politischen Umwälzungen zum geistig-politischen Repräsentanten einer Haltung und einer Idee emporgearbeitet. Er wurde Vorbild und Maßstab, gerade auch für den deutschen Liberalismus. Gall geht nun in lehrreichen Untersuchungen den einzelnen Bestandteilen und Elementen der Constantschen Staatslehre nach und verfolgt sie in ihren Wirkungen auf die deutsche Publizistik. Dabei kommt vor allem Karl von Rotteck ausgiebig zu Wort, der in mancher Hinsicht als Mittler fungierte (in diesem Zusammenhang hätte auch auf die Diss. von Karl Schib hingewiesen werden können). Zutreffend weist der Verfasser auf die Unterschiede hin, die im Appell an das Vernunftrecht bei Constant und bei Rotteck enthalten sind. Während «man sich in Frankreich ... auf die Bedürfnisse einer breiten Gesellschafts-

¹ Signalons cependant qu'elle ignore la parution des deux derniers volumes de JEAN-RODOLPHE DE SALIS, *Weltgeschichte der neuesten Zeit*. Quant à la bibliographie de la Suisse, elle est réduite à cinq titres.

schicht berufen und auf die sozialen Gegebenheiten hinweisen konnte, die in sich schon die Gesetze einer Neugestaltung enthielten», «operierte man in Deutschland oft mit einem Sozialmodell, das zwar den Anspruch erhob, „vernünftig“ zu sein, sich aber über das Bestehende radikal hinwegsetzte» (S. 56). Dieser Satz gilt über weite Strecken für die Thematik des ganzen Buches. Am deutlichsten wird das anhand der Diskussion über den «Pouvoir neutre». Als solchen faßte Constant das Königtum auf, das nicht nur beschränkt, sondern abseits der politischen Tageskämpfe bleiben sollte — als «un être à part, supérieur aux diversités des opinions, n'ayant d'autre intérêt que le maintient de la liberté» (S. 172). Gerade diese — wohl durch das englische Vorbild bestimmte — «doppelte Funktion» — «das unentbehrliche Gleichgewicht der Gewalten bewahren und die verfassungsmäßigen Rechte der Bürger schützen» — hat der Rezeption dieser Lehre in den deutschen Staaten Schwierigkeiten bereitet. Sie kamen von Seiten der konservativ-monarchischen Staatslehre wie von der des auf den Gedanken der Volks-souveränität ausgerichteten demokratischen Liberalismus.

Dem großen Ansehen, das Benjamin Constant in seiner Zeit genoß, entspricht seine konkrete Wirkung auf die Politik allerdings nicht ganz. Das mag dadurch bedingt sein, daß er ein prinzipielles Mißtrauen gegen den Staat als solchen nie loswurde. Manches, das Constant positiv erkannte — etwa die Notwendigkeit eines Regionalismus für Frankreich —, blieb Projekt. Das interessante Buch läßt den Wunsch offen, es möchte der Einfluß von Benjamin Constant auf die Staatsideen und eventuell die Verfassungswirklichkeit in der Schweiz zwischen 1814/15 und 1848 auch einmal untersucht werden.

Zürich

Peter Stadler

JAMES F. WHITE, *The Cambridge Movement. The Ecclesiologists and Gothic Revival*. Cambridge at the University Press 1962, 272 S., 8 Taf. — Die von Oxford Theologen in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts versuchte Erneuerung der englischen Staatskirche ist allgemein bekannt. Der Kampf gegen den theologischen Liberalismus und die Wertschätzung liturgischer Formen führte zu einer Wiedergeburt im Geiste der vorreformatorischen Kirche. Viel weniger bekannt ist die Existenz einer parallelen Bewegung, die von Cambridge ausging. James F. White hat diesem Cambridge-Movement eine gründliche Untersuchung gewidmet und ihr Wirken vor allem auf dem Gebiete der kirchlichen Baukunst dargestellt. Wir sind geneigt, die festländische Neugotik auf die Phantasielosigkeit der Architekten zurückzuführen. Der Verfasser zeigt deutlich, daß in England die Wiederbelebung des gotischen Kirchenbaus weder eine Altertümerei noch eine Geschmacksfrage war, sondern auf theologischen Ideen ähnlich derjenigen der Oxfordbewegung beruhte. Abbildung neugotischer Kirchen ergänzen den Text. Eine umfangreiche Bibliographie zeigt, wie groß die Aufmerksamkeit war, die in England dem Cambridge-Movement geschenkt wurde.

Schaffhausen

Karl Schib

PETER MOLT, *Der Reichstag vor der improvisierten Revolution*. (Politische Forschungen, Bd. 4.) Westdeutscher Verlag, Köln u. Opladen 1963, 400 S. — Der Titel dieser aufschlußreichen Studie läßt den Leser etwas anderes erwarten, als er tatsächlich lesen kann. In Wirklichkeit gibt Molt eine berufs-

soziologische Analyse des deutschen Reichstages für die Jahre 1893—1914, die er aber ausweitet zu einer umfassenden Schau des Parlamentsbetriebes während der zweiten Hälfte des zweiten Reiches, vermischt mit fruchtbaren Ausblicken auf das Partei- und Verbandswesen und die Gestaltung der damaligen Wirtschafts- und Sozialpolitik. Im Zentrum der Arbeit steht die Untersuchung der sozialen Struktur der Reichstagsabgeordneten, verbunden mit je einer kurzen Schilderung der gesellschaftlichen und politischen Bedeutung der dabei betrachteten Gruppen (Adel, Landwirtschaft, Beamte, freie Berufe, Unternehmertum, gewerblicher Mittelstand, Arbeiter und Angestellte). Molt stellt die Querverbindungen zwischen den sozialen Gruppen und den politischen Parteien und wirtschaftlichen Verbänden dar, charakterisiert die auf Grund dieser Bindungen betriebene Politik und fragt nach den außerhalb liegenden Faktoren, welche diese gesellschaftlich-politische Repräsentation beeinflussen. Das ist in erster Linie die Verweigerung der Diäten, eine bewußte Verfassungsmaßnahme Bismarcks zur politischen Kaltstellung aller ihm mißliebigen Volksschichten; sodann das starre Festhalten an der 1867 geschaffenen Form der Wahlkreise, mit dem Ziel, die Vertretung der schnell wachsenden städtischen Bevölkerung einzuschränken. Molt weist auch an zahlreichen anderen Beispielen nach, wie stark die natürliche Repräsentation des Volkes im Reichstag des zweiten Reiches stets umgebogen wird, so daß er seiner echten parlamentarischen Funktionen entkleidet wird.

Je mehr Bismarck dessen Kompetenzen auf die Beratung wirtschaftlicher und sozialer Fragen beschränkt, desto mehr fördert er zudem die spätere einseitige wirtschaftsinteressenmäßige Ausrichtung der Volksvertretung auf die von B. gehätschelten staatstreuen Sozialgruppen, die adelige Großgrundbesitzerschicht, das Unternehmertum und das Beamtenamt, desto weniger kann sich der wirtschaftlich-soziale Strukturwandel der Zeit, das heißt die fortschreitende Industrialisierung, in der Repräsentation des Volkes ausdrücken. Dieser von oben gesteuerte Vorgang verwandelt den Reichstag gleichsam in eine *Ständekammer*, in welchem Verbände wie der «Bund der Landwirte», die Alldeutschen, die antisemitisch-gewerbliche Mittelstandsbewegung usw. echtes politisches Leben ersticken. Das Zentrum erscheint als die einzige Partei, welche die sozialen Kräfte überhaupt noch zu integrieren vermag. In einem besonderen Kapitel über die *innere Struktur* des Reichstages führt Molt einige in der Literatur bisher zu wenig beachtete institutionelle Gründe für den Prozeß der Oligarchisierung an, zum Beispiel Eigenheiten der Geschäftsordnung, die dafür verantwortlich zu machen sind, daß jede echte parlamentarische Meinungs- und Willensbildung im Reichstag unterbleibt, daß der Parlamentsbetrieb zu einem von wenigen Drahtziehern geheckten routinierten Spiel entartet. So wird der für den freien Meinungskampf offene, echtem parlamentarischen Geist verpflichtete Volksvertreter verdrängt vom Vertreter ständischer Interessen und vom rein partei- oder verbandsgebundenen Berufsparlamentarier, wie ihn Max Weber charakterisiert hat. So wird zum Schluß die Bezugnahme des Titels auf die «improvisierte Revolution» von 1918 klar: ein dermaßen seiner eigentlichen parlamentarischen Aufgabe entfremdeter Reichstag ist denkbar schlecht vorbereitet für die Übernahme echter politischer Verantwortung, wie sie ihm in der Weimarer Republik dann überbunden wird.

Wabern bei Bern

E. Gruner

CHARLES BRAIBANT, *Félix Faure à l'Elysée*. Paris, Hachette, 1963. In-8°, 301 p. — Les institutions de la Troisième République y avaient veillé, le «culte de la personnalité» des Français ne s'est pas adressé à ses présidents. Ce qui ne veut pas dire que leur rôle ait été nul. Du moins pas celui de Félix Faure. La publication des souvenirs de son chef de cabinet Louis Le Gall, introduits et annotés par Charles Braibant en historien de race, apporte à l'homme et même aux événements qui se déroulèrent pendant son passage à l'Elysée un éclairage nouveau. Outre une belle prestance, un goût de l'apparat qui a amusé et qui pourtant n'était pas inutile à la jeune Troisième, Félix Faure lui apportait un bon sens, une expérience d'homme rompu à la pratique des affaires plutôt qu'au jeu des idées des plus salutaires en une époque aussi chargée de rhétorique et de passions. Les souvenirs de Le Gall, dont ne subiste malheureusement que la seconde moitié, montrent combien ces qualités de Félix Faure lui furent utiles sur le plan intérieur. Contrairement à ce qu'ont cru, prétendu ou voulu croire les nationalistes au cours de l'Affaire Dreyfus, cette guerre civile larvée, il n'était pas des leurs et il a toujours désiré et cherché à favoriser une solution moyenne de bourgeois réaliste et prudent. Mais quoi qu'en aient pensé alors les excités contre ou pour Dreyfus, de 1895 à 1899 les événements extérieurs étaient bien plus importants que la crise intérieure pour l'avenir de la France et de l'Europe. Là encore Félix Faure montra avec discrétion la plus grande sagesse possible. Sur ce point on trouvera peu de révélations dans les Souvenirs de Le Gall, mais les deux chapitres perspicaces de l'introduction consacrés à la diplomatie sage et décente du cinquième président de «la Troisième» instruisent et suggèrent beaucoup. Comme M. Braibant a pu consulter l'ouvrage que feront bientôt paraître les petit-fils de Félix Faure, on peut dire qu'il l'introduit aussi.

Lausanne

Cécile-René Delhorbe

JACQUES BENOIST-MÉCHIN, *Histoire de l'Armée Allemande*, Band I: *L'Effondrement (1918—1919)*, Band II: *La Discorde (1919—1925)*. Paris, Éditions Albin Michel, 1964, 379 u. 405 S. — Die «Geschichte des deutschen Heeres» von Benoist-Méchin erschien erstmals 1936/38. Die Arbeit erregte damals insbesondere in deutschen Fachkreisen aus begreiflichen Gründen großes Aufsehen und wurde gerne gelesen. Beschränkte und beschränkt sich doch der Verfasser im wesentlichen auf eine möglichst genaue Darstellung des äußeren Ablaufs der Ereignisse. Band I schildert die Entwicklung vom Zusammenbruch der alten kaiserlichen Armee im Jahre 1918 bis zur Unterzeichnung des Versailler Vertrages, insbesondere die gnadenlosen Kämpfe zwischen Freikorps und Spartakisten, Band II die mannigfachen Belastungsproben, denen die Republik in den Jahren 1919 bis 1925 ausgesetzt war (Kapp-Putsch, Kämpfe in Oberschlesien und im Ruhrgebiet, Auflösung der «Schwarzen Reichswehr», Anfänge der Hitlerbewegung). Persönlichkeit, Ziele und Wirken des Generals von Seeckt werden einläßlich dargestellt. «Ses adversaires ont vu en lui un des ennemis les plus redoutables de la République, ce en quoi ils n'avaient sans doute pas tort» (Band II, S. 124). Diese an sich richtige Feststellung müßte irgendwie belegt werden. Ich denke hier an die Stelle im Entwurf des Schreibens an den bayerischen General-

staatskommissar v. Kahr vom 2. 11. 1923, wo Seeckt schreibt, daß die Weimarer Verfassung für ihn kein noli me tangere gewesen sei. Sie widerspreche in den grundlegenden Prinzipien seinem politischen Denken. Eine Äußerung, die noch an Gewicht gewinnt, wenn man bedenkt, daß sie einige Tage vor der Übertragung der vollziehenden Gewalt an den Chef der Heeresleitung gemacht wurde.

Grundlegende neue Erkenntnisse finden sich in der Arbeit von Benoist-Méchin nicht. Offenbar wurde auch die neuere Literatur nicht gebührend berücksichtigt. Jedenfalls fehlen in den Anmerkungen beispielsweise die Arbeiten von Gordon (Die Reichswehr und die Weimarer Republik, 1919 bis 1926) und Vogelsang (Reichswehr, Staat und NSDAP).

Schaffhausen

Jürg Zimmermann

CAMILLE CHAUTEMPS, *Cahiers secrets de l'armistice (1939—1940)*. Paris, Plon, 1963. In-8°, 332 p. — Vingt fois ministre, quatre fois président du Conseil, Camille Chautemps (1885—1963) est vice-président du cabinet Paul Reynaud puis du premier ministère Pétain en 1940. Franc-maçon notoire, et par conséquent hating des hommes qui hissent le maréchal au pouvoir, il ne reste que quelques jours en fonction. Le maréchal l'envoie en mission officielle aux Etats-Unis; ce qui n'empêche pas le ministre de la guerre (alors le général Weygand) d'ordonner son arrestation... Comme le général Franco lui interdit d'autre part le territoire espagnol, c'est par Oran et Casablanca qu'il atteint Lisbonne, où il apprend que sa mission est rapportée. Chautemps se rend néanmoins aux Etats-Unis, pour y jouer le rôle d'un porte-parole de la France et y servir d'intermédiaire entre le Département d'Etat et Vichy.

L'auteur ne s'est résolu que tardivement à apporter son témoignage sur les événements de 1940. Il ne s'attarde pas sur ses mésaventures personnelles, et trie parmi ses souvenirs: ainsi, il évoque ses discussions à Lisbonne avec certains diplomates français et avec le professeur Rougier rentrant de Londres (p. 283), mais ne mentionne pas ses contacts avec le publiciste allemand Friedrich Sieburg... Bien qu'il se défende de présenter un plaidoyer *pro domo*, il ne peut s'empêcher de réfuter les accusations de ses adversaires, de Paul Reynaud en particulier, et apporte de ce fait des précisions qui ne manquent pas d'intérêt sur les préludes de l'armistice.

L'auteur livre surtout le résultat de ses longues méditations sur les années de guerre. C'est avec objectivité qu'il analyse les réactions de ses compatriotes, vichyssois, gaullistes ou partisans hésitants puis adversaires modérés du maréchal. Mais il continue à présenter la politique française d'avant-guerre comme un parlementaire radical-socialiste pouvait le faire devant ses électeurs en 1939. Ses considérations sur les conséquences de la capitulation manquent tout autant de pénétration. Il ne saisit pas par exemple que pour les partisans d'un armistice, envoyer la flotte en Angleterre en juin 1940, serait perdre le seul atout qui permette de marchander avec Hitler. Grande vedette de la politique d'avant-guerre, l'auteur ne semble pas avoir mesuré l'ampleur du drame qui a ruiné sa carrière.

Lausanne

Paul-Louis Pelet